

André Thomas – ein Kriegsgefangener in Offenburg 1940/41

Gottfried Wiedemer

Es gibt nur wenige Aufzeichnungen von ehemaligen Kriegsgefangenen, die während des II. Weltkriegs in Deutschland arbeiten mussten. André Thomas (1911–2008), geboren in der Nähe von Clermont-Ferrand, von Beruf Konditor, kam am 23. Juni 1940 in St. Dié (Lothringen) in deutsche Gefangenschaft. Mitte Juli brachte man ihn mit etwa hundert Gefangenen nach Offenburg ins Stammlager (Stalag) am Holderstock. Er wurde mit zwei Kameraden dem Gärtnermeister Franz Wiedemer zugeteilt. Dort arbeitete er bis zu seiner Flucht im Dezember 1941. Wie es ihm gelang, sich über die streng bewachte Rheinbrücke, Straßburg, das Breusch-Tal, den Donon, Lunéville und Belfort ins unbesetzte Inner-Frankreich durchzuschlagen, hat er auf Drängen seiner Kinder nach alten Tagebuchnotizen 1980 niedergeschrieben. Sein Enkel Eric hat 2018 bei Familienforschungen den Sohn jenes Gärtnermeisters – das ist der Verfasser – per Internet aufgespürt, um vielleicht noch mehr über die Zeit in Offenburg zu erfahren. Der Wissensgewinn lag dabei mehr auf meiner Seite und ich bringe Andrés Aufzeichnungen gern einem größeren Leserkreis zur Kenntnis, zunächst um weitere Zeitzeugen zu ermutigen, ihre Erinnerungen an die Zeit der „Erbfeindschaft“ festzuhalten. Zum Zweiten aber sollte man die deutsch-französische Aussöhnung und Freundschaft nicht für selbstverständlich nehmen, weil gerade heute populistische und nationalistische Stimmen wieder erschreckend laut werden.

Es folgen Original-Auszüge aus André Thomas' Aufzeichnungen, die er selbst „SOUVENIRS DE GUERRE ET D'EVASION 1939–1945“ (Erinnerungen an Krieg und Flucht 1939–1945) nennt.

Weg in die Gefangenschaft

„Am 7. September 1939 erhalte ich vom Rekrutierungsbüro in Beauvais den Befehl, mich zur 52. Compagnie zu begeben, die in La Fère (Aisne) stationiert ist. Am 10. September bricht sie nach Clavy-Warby (Ardennen) auf, nahe bei Charleville-Mézières. Die Division bleibt in diesem Sektor bis Ende Januar 1940, dann setzt sie sich in Marsch in Richtung Lunéville, wo sie am 2. Februar 1940 ankommt. Die Offiziers-Kantine, für deren Lebensmittel ich verantwortlich war, und deren ‚Herren‘ ich zu bedienen hatte, nimmt Quartier bei Monsieur Roussel (einem

Metzger der Stadt). Ein großer Teil meiner Kameraden wohnt im Schloss, dort ist auch die Reparatur-Garage der Fahrzeuge.

Ende März bezieht die Division Stellung nicht weit von der deutschen Grenze an der Saar, im Sektor von Sarreguemines. Die Arbeiter-Compagnie, zu der ich gehöre, kommt am 23. März 1940 in Pisdorf und Zellingen an (Bas Rhin).

Am 10. Mai gibt es den ersten deutschen Angriff, und die Leiden beginnen: Drei Verwundete aufgrund von Bordwaffen-Beschuss auf dem Sportplatz. In der Nacht des 31. Mai rückt der Fahrzeugpark nach Westen ab, zum befestigten Sektor von Faulquemont-Morhange, danach zum Schloss Salin-Hampont-Obreck.

Vom 14. Juni an große Verpflegungsschwierigkeiten, es ist fast unmöglich zu kochen. Aufgrund der täglichen Stellungswechsel, und weil die Ordnung im Kommando verloren ging, suchten die Offiziere ihre Mahlzeiten in der Kompanieküche. Am gleichen Tag biwakierten die zwei Einheiten des P.A.D. (Parc d'Artillerie Divisionnaire) in Juvrécourt (Meurthe et Moselle) ... Das Kommando wollte mit anderen verfügbaren Divisionen versuchen, nach Westen durchzustoßen, um die Einkreisung zu durchbrechen. Durch das ständige Anhalten und Ausweichen ergab sich für das P.A.D. ein Zickzack-Kurs. Nach einer mündlich weitergegebenen Nachricht hätte von nun an jeder das Recht, selbst sein Heil zu suchen. Unglücklicherweise wurde diese Erlaubnis niemals erteilt. Die Division blieb im Kampf bis zur letzten Minute. Am 22. Juni, 15 Uhr, kündigt ein allgemeiner Befehl der II. Armee die Übergabe aller Truppen an, die im Osten (Elsass-Lothringen) eingekesselt waren. Am 23. Juni morgens kommt der P.A.D. in Moitresses an, einem Vorort von St. Dié (Vosges), übergibt die Waffen und geht in Gefangenschaft.

Die Deutschen forderten mich auf, den Verpflegungs-Lastwagen auf einen kleinen Platz in St. Dié zu fahren, um ihn dort zu übergeben. Genau in diesem Moment habe ich jeden Kontakt mit den Offizieren, Unteroffizieren und Kameraden der Arbeiter-Kompanie verloren, und ich habe sie niemals wiedergesehen. Bevor ich den Lastwagen den Händen dieser ‚Herren‘ überließ, ergriff ich die Gelegenheit, mir einen kleinen Proviant an Konserven, Likör und anderen guten Sachen zu verschaffen. Eine Maßnahme, die mir in der Folge sehr nützlich war.

Nach Deutschland

Nach einem kurzen Halt südlich von St. Dié wurden bestimmte Gefangene zum Col-de-Saale-et-Villé gewiesen, andere – wie ich – zum Col-de-Ste-Marie-aux-Mines, natürlich alles zu Fuß.

Die erste Etappe St. Dié – Sélestat 24 km, die zweite Sélestat – Strasbourg (mehr als 30 km; Anm. d. Übers.) Wir sind morgens sehr früh von Sélestat losmarschiert. Auf einem Sportplatz hatten wir die Nacht verbracht, für eine einzige Kompanie (100–200 Mann; d. Ü.) standen alle 50 Meter Wachtposten. Diese Etappe war sehr strapaziös wegen der Brutalität und Härte der Wachmänner. Manchmal wurde das durch die Hilfsbereitschaft der Elsässer abgemildert, die uns spontan ein paar Lebensmittel gaben: Eier, Milch, Obst usw.

Als wir von Sélestat kaum fünf Kilometer in Richtung Strasbourg gelaufen waren, rennt ein Gefangener aus der Kolonne, um sich in einem Weizenfeld zu verstecken. Sofort knallt ein Gewehrschuss. Schock und Entsetzen unter den Gefangenen. Wir haben nie genau erfahren, was passiert ist. Aber wir konnten es uns denken, und wir waren schrecklich traurig.

Nach zwei Tagen mühsamen Marschierens sind wir endlich in Strasbourg angekommen. Wir waren erschöpft und ausgehungert, aber wir schliefen unter einem Dach, nicht in Betten, aber das war uns egal. Wir waren in der Kaserne Eblé.

Die ersten beiden Tage (26./27. Juni) nach unserer Ankunft habe ich der Suche nach meinen Kompanie-Kameraden gewidmet. Ich habe nur einen einzigen gefunden, Marcel Chantepie, den Fahrer eines Leutnants. Er war Junggeselle und wohnte bei seinen Landwirts-Eltern in der Umgebung von Pontoise. Wir sind während unserer Gefangenschaft immer zusammen geblieben bis zu meiner ‚Abreise‘ aus Offenburg.

Während mehr als drei Wochen hatten wir als einzige Nahrung einen Bauernlaib Brot für vier oder fünf Mann. Da waren meine Sardinenbüchsen und die Leberwurst sehr willkommen, die ich vor allem mit meinem Freund Chantepie teilte. In ihrer großen Güte gaben uns die Deutschen manchmal Kartoffeln und Zwiebeln. Manche Gefangene gingen in die Gärten der Unteroffiziere, Blätter von Johannisbeeren zu sammeln, um daraus Suppe zu kochen. Aber das ging nicht lange. Andere hatten die Chance, die Kaserne zu verlassen, um Arbeitsdienst zu machen. Sie wurden von Wachmännern begleitet, aber es gelang ihnen trotzdem, ein bisschen Brot und Käse mitzubringen.

Nach mehreren Tagen machten auf dem Hof der Kaserne Gerüchte die Runde, dass wir bald ins Innere Deutschlands verlegt würden. Wir hatten gedacht, bald wieder in Freiheit zu sein. Aber Deutschland konnte angesichts der großen Zahl von Gefangenen diese ganze zusätzliche Bevölkerung nicht ernähren. Leider war es wahr und wir wurden – eingerahmt von Wachmännern – auf die Straße nach Kehl gebracht, zu Fuß selbstverständlich.

Zuvor aber (Mitte Juli) wurden wir von Offizieren beäugt, mussten die Wehrpässe vorlegen und die Adressen unserer Familien in Frankreich angeben. Dann ab zum Fotografieren mit einer Nummer vor der Brust, wie gewöhnliche Strafgefangene.

Auf dem Weg nach Offenburg

Genau in diesem Moment haben wir mit mehreren Kameraden ausgemacht, unser Möglichstes zu tun, um zusammenzubleiben. Auf zehn Gefangene kam ein Wachmann, und so ging es zum Bahnhof Kehl. Hier stiegen wir in einen Personenzug – die übrigen Fahrgäste waren nicht wenig überrascht von unserer Gegenwart. An mehreren Stationen (Kork, Appenweiler ...; d.Ü.) stiegen jeweils zehn Mann aus, bis wir an der Reihe waren. Endstation für uns war Offenburg.

Vom Bahnhof bis zum Rathaus machten Straßenjungen uns Grimassen und beschimpften uns. Unsere Begleiter stimmten lautstark in diese Verhöhnung ein, aber das war auch das einzige Zeichen von Antipathie von deutschen Zivilpersonen in dieser kleinen Stadt. Im Gegenteil: Wir haben Überraschung und Mitleid gespürt vonseiten der Einwohner. Jedenfalls hatten einige von uns diesen Eindruck.

Im Rathaus von Offenburg war der Bürgermeister nicht da, um uns zu empfangen. Unser ständiger Begleiter war nur hingegangen, um herauszufinden, wo wir in Zukunft untergebracht würden. Nach etwa 2 km durch die Stadt landeten wir vor einigen wenig einladenden Gebäuden, die eher einem Gefängnis ähnelten als einer ‚guten alten Herberge‘. Vergitterte Fenster, ein Vorhängeschloss an der schweren Eingangstür, das alles umgeben von drei großen Mauern und einem sehr hohen Gitter.

Es war ungefähr fünf Uhr nachmittags, und wir hatten seit unserem Aufbruch aus Strasbourg noch immer nichts gegessen. Hunger zu leiden kann sich keiner vorstellen, der jeden Tag zu essen hat. Es kommt einem ständig in den Sinn, wie etwas schmeckt, gebratene Steaks, ein Picknick mit Schinken etc. ... Könnten sie sich nicht endlich entschließen, uns einen Laib Brot zu geben? Wir waren sehr unruhig, bis endlich eine Zivilperson kam und mit einem Soldaten verhandelte. – Ouf! – Endlich können wir essen gehen.

Ein Wachmann führte uns in ein Wirtshaus. Dort setzte uns der Wirt an einen Tisch und – was ein Glück! – es gab heißes Ragout mit Kartoffeln und ein Stück Fleisch. Nach zwei Diät-Tagen war das ein Geschenk des Himmels. Als wir die Mahlzeit beendet hatten, führte uns der Kellner in die Küche und zeigte



Abb. 1: André Thomas



Abb. 2: li. Henri, re. André

uns einen Kochtopf mit demselben Ragout. Wir sollten davon etwas für unsere unglücklichen Kameraden mitnehmen. Was für ein Freudengeheul, als wir im Lager ankamen!

Am nächsten Morgen wurden wir alle auf dem Hof des Stalag versammelt. Gleichzeitig kamen Einwohner von Offenburg und deuteten – wie auf einem Markt – auf die Personen, die ihnen geeignet schienen, ihnen in ihren Berufen zu helfen. Die Mehrzahl von uns kam zu Gärtnern; mein Freund Chantepe, das traf sich gut, wurde bei einem Bauern eingesetzt. Nicht jeder hatte so viel Glück: Ein Pariser Büroangestellter kam zu einem Kohlenhändler, andere in Metallwerkstätten.

Alle meine Kameraden hatten einen Patron – außer mir. Aber gegen zehn Uhr kam ein kleiner Monsieur mit einem grünen Filzhut, der Gärtnermeister Franz Wiedemer (Erg. d. Ü.). Er war mir sofort sympathisch und forderte mich auf, ihn zu begleiten. Wir durchquerten halb Offenburg bis zu seiner Gärtnerei. Es ging mir sehr auf die Nerven, dass ich kein Wort Deutsch konnte und weder die Geschäftsschilder noch andere Aufschriften verstand.

Im Lager

Endlich waren wir da. Der Blumenladen ging zur Straße, dahinter lag die Gärtnerei mit den Gewächshäusern. Auf einer Tafel im Laden stand: ‚Lasst Blumen sprechen in Freude und Schmerz!‘ – natürlich auf Deutsch. Ich verstand den Sinn erst später, als Mr. Wiedemer ein paar Französisch-Reste herauskramte. Er wollte, dass ich es ihm im Gegenzug auf Französisch bebringe. Das tat ich sehr gerne.

Am Ende eines langen Gewächshauses gab es einen Raum, in dem man Pflanzen umtopfte und der als Werkstatt diente. Dort wurde mir eine Ecke eingerichtet, wo ich essen konnte: Milchkaffee, Brot mit Wurst und Käse. Ich verschlang in kürzester Zeit diese kleine Stärkung, um danach die Tagesarbeit in Angriff zu nehmen. Ich sollte die Wege zwischen den Frühbeeten sauber machen. Für mich verlief der erste Tag recht gut, viele meiner Kameraden kamen erschöpft, mit Striemen und Blasen an den Händen zum Stalag zurück. Für die in der Fabrik war es noch schlimmer. Sie hatten schlechtes Essen und ständig einen Wachmann im Rücken, der sie anschrie.“

André berichtet auch von Sorgen. Die französischen Gefangenen konnten keine Briefe an ihre Familien schicken oder welche von ihnen empfangen. Erst Anfang Oktober 1940 durften sie einen Brief pro Woche schreiben, der im Stalag kontrolliert und dann abgeschickt wurde. Erst im November wurde ein Fress-Paket aus der Heimat erlaubt, maximal 1 kg pro Monat.

Unangenehm, aber sehr komisch war die Flohplage. Die Bettwäsche und das Stroh wurden verbrannt, die Hosen in kochendem Wasser gewaschen. Eine besonders schöne Reithose, der ganze Stolz eines Mit-Gefangenen, lief dabei so ein, dass er nicht mehr hineinkam. Die Krankenschwestern, die dabeistanden, lachten aus vollem Hals. Der Ärmste musste die Hosenbeine abschneiden und eine „Bermuda“ aus seinem Prachtstück machen. Er trug diese „großartigen Shorts“ bis zum Wintereinbruch.

„Drei Wochen nach meiner Ankunft bei dem Gärtner brachte mich dieser zu seinem Friseur. Der hatte als Lehrbub einen jungen Elsässer aus Strasbourg, mit dem ich in Ruhe sprechen konnte. – Manche Zivilpersonen dachten, dass die Kriegsgefangenen vielleicht nach der Ernte freigelassen würden. Aber als die Saison zu Ende war, waren wir immer noch da. Danach dachten wir, im Oktober, nach der Weinlese und Kartoffelernte, käme vielleicht die Entlassung. Aber nichts geschah, und es ging schon auf Weihnachten.

Die Schwester meines Patrons fragte mich, ob ich wohl kleine trockene Küchlein backen wollte. Ich war einverstanden, aber in Sorge wegen der Zutaten. Sie besorgte mir Eiweiß, Zucker, Mehl und Margarine. Trotz dieser wenigen Zutaten schaffte ich es, Katzensungen zu backen. Elisabeth Wiedemer (so hieß sie) war sehr zufrieden, ich ein bisschen weniger. Es fehlte halt die gute Butter aus der Normandie.

Im Frühsommer 1941 kamen etwa 40 Kriegsgefangene aus Nachbarorten. Vier arbeiteten bei der Stadt, zwei im Krankenhaus, die anderen wurden Privatleuten zugeteilt. Mein Chef

bekam schließlich einen richtigen Gärtner, der bei der Stadt Nancy angestellt war. Er hieß Henri, war verheiratet und hatte zwei kleine Töchter.

Seit der Ankunft der ‚Neuen‘ ging es im Lager lebhaft und laut zu, die Sonntage gingen schnell vorbei. Wir spielten Schach, Dame, Kartenspiele u.a. Sogar eine Tischtennisplatte wurde aufgestellt in einem Gebäude in der Nähe unseres Schlafsaals. Wir wussten nicht, durch welches Wunder wir das alles geerbt hatten. Sicher steckten der katholische oder evangelische Pfarrer dahinter. Wie auch immer – wir kamen zu Freizeit-Beschäftigungen im wöchentlichen Urlaub.“

Zur selben Zeit schmiedeten einige Gefangene Fluchtpläne. Sie wollen sich im hochstehenden Korn oder Mais verstecken und nachts marschieren. Aber die Rheinufer waren gut bewacht, nachts ein Boot zu benutzen war ziemlich aussichtslos. Wo hätten die Gefangenen auffällige Kleider hernehmen sollen? Dieser erste Plan wurde bald aufgegeben.

Eine zweite Gruppe wollte nachts die Fenstergitter durchsägen und aus dem Lager ausbrechen. Aber in der ersten Nacht schafften sie es nicht, die angesägten Gitter wurden entdeckt und die vorbereiteten Rationen für die Flucht konfisziert.

Dès le lendemain soir, nos provisions étaient confisquées et devaient être seulement distribuées, le dimanche suivant en présence de gardiens. Nous ne pouvions plus nous dévêtir dans nos chambrées ; nous devions nous déshabiller dans un autre local, de l'autre côté de la cour, il nous fallait ainsi la traverser en chemise et en caleçons pour ceux qui en avaient, et ce n'était pas le cas de tout le monde. Un soir, nous nous sommes aperçus, que nous faisons le spectacle de tous les Offenbourgeois, voisins de notre Stalag. Ils étaient tous à leurs fenêtres et rigolaient de nous voir, déambuler et traverser tous les soirs la cour pour aller nous coucher. Les parents, les enfants, les grands-parents, ils étaient tous là. C'est alors qu'un parisien eut une idée de génie, en tout cas elle eut le mérite de nous faire rigoler un bon moment, il nous dit :

" Les gars, on ne se dégonfle pas, nous allons traverser la cour nos chemises relevées sur notre tête !!! "

Aussitôt dit, aussitôt fait. Le résultat ne s'est pas fait attendre, en un rien de temps, plus personnes aux fenêtres, ils s'étaient volatilisés. "

Abb. 3

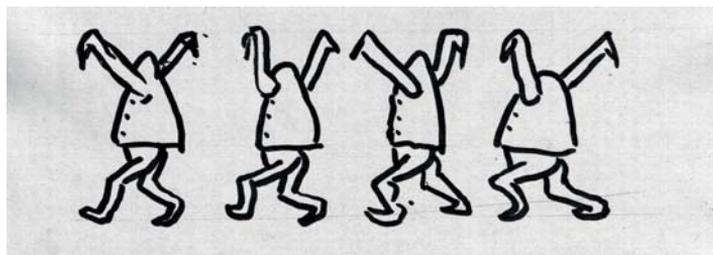


Abb. 4

„Wir durften uns nun nicht mehr in unseren Stuben entkleiden, sondern mussten dazu einen anderen Raum aufsuchen, der über dem Hof lag. Den mussten wir dann in Hemd und Unterhosen überqueren – manche hatten gar keine Unterhosen. Am Abend merkten wir, dass wir so zum Spektakel für die Offenburger wurden, die neben dem Stalag wohnten. Sie waren alle an ihren Fenstern und amüsierten sich über unsere abendliche Hof-Prozession. Da hatte ein Pariser eine geniale Idee, jedenfalls hatte sie das Verdienst, dass jetzt *wir* lachten. Er sagte: ‚He, Jungs, wir haben doch keinen Bammel. Wir überqueren den Hof und halten die Hemden hoch über unsere Köpfe!‘ Gesagt, getan! Das Ergebnis ließ nicht auf sich warten. Augenblicklich waren keine Leute mehr an den Fenstern. Sie hatten sich in Luft aufgelöst ...

Fluchtgedanken

Der Herbst 1941 kam näher, und ich hatte immer noch Fluchtgedanken im Kopf. Wiederholt fragte ich meinen Arbeitskollegen Henri, ob er mit mir abhauen wollte. Die Antwort war immer: ‚Nein‘. Da er Gärtner bei der Stadt Nancy war, wohnte er mit Frau und Kindern nahe beim Rathaus. Er konnte schlecht in dieses Haus zurückkehren, ohne von irgendeinem Nachbarn denunziert zu werden.

Während der täglichen Arbeit fuhr ich fort, Vorbereitungen zu treffen und den günstigsten Moment meiner ‚Abreise‘ zu überlegen. In einem Gewächshaus mit schwierigem Zugang wollte ich alles Nötige für meine Flucht deponieren. Nur mein Freund Henri kannte das Versteck. Dort lagen eine Gärterschürze, eine Weste, eine Hose und eine Mütze, die mich wie eine deutsche Zivilperson aussehen ließen. Am besten, ich verließ die Gärtnerei am Abend, wenn der Chef nach Hause gegangen war. Ich musste es vermeiden, dem Obergärtner, dem Lehrbub oder dem taubstummen Rudolf zu begegnen. Ich musste unbedingt vor dem Abendessen abhauen, bevor das Dienstmädchen kam, um uns zum Essen zu rufen. Etwa um halb 8, nach dem Abendessen, brachte uns Mr. Wiedemer gewöhnlich zum Stalag, wo wir die Nacht verbrachten.

Der Monat November war beinahe vorbei, ich erneuerte meinen Proviant regelmäßig mit frischen Produkten. Aber ich zögerte das Datum meiner Flucht immer wieder hinaus. Im Dezember sind die Nächte länger, aber auch kälter, und für schlechtes Wetter war ich nicht gerüstet. Vor allem: nicht die Nerven verlieren und den richtigen Moment verpassen ... Ich

wusste nur zu gut, was mich erwartete, wenn ich nicht alle Chancen auf meiner Seite habe.

Mitte Dezember gehen wir in den Wald, Moos holen. An den Gewächshäusern stehen viele Tännchen für Weihnachten. Der Obergärtner Karl besprüht sie mit Paraffin, damit sie aussehen wie mit Reif überzuckert. Die Familie Wiedemer ist in einem ‚dauerhaften Stimmungshoch‘, der kleine Laden geht gut, alles läuft bestens.

Montag, 19. Dezember 1941, etwa 18.30 Uhr.

Ich sehe Mr. Wiedemer mit mehreren Kunden beschäftigt, Karl und der Lehrling sind heimgegangen. Ganz schnell sage ich meinem Kameraden Henri ‚bonsoir‘ – der traut seinen Augen und Ohren nicht. Alles geht sehr schnell, jetzt ist nicht mehr Zeit, sich umzudrehen. Das Fahrrad meines Patrons in der Hand renne ich zum unteren Ende der Gärtnerei, wie der Blitz wechsele ich die Kleider, und im gleichen Tempo bin ich auf dem kleinen Weg, der mich in Richtung FREIHEIT führen wird ...

Auf der Flucht

Vor allem durfte ich jetzt niemandem begegnen, der mich kennt. Glücklicherweise war es sehr dunkel an diesem Abend. Ich wusste natürlich, dass man bald Alarm schlagen würde, also los! – Während ich in die Pedale stieg, musste ich an die Familie Wiedemer denken, an die Kameraden im Stalag, die Henri mit Fragen überfallen würden. ‚Warum hast du uns nichts gesagt? Wohin werden sie ihn bringen, wenn er geschnappt wird? Er hat ein Fahrrad für seine Flucht geklaut ...‘ Ich weiß nicht mehr, wie viele Dinge mir durch den Kopf gingen. Aber ich durfte mich nicht ablenken lassen.

Es kam nicht in Frage, direkt nach Kehl zu radeln, denn dort würden sie mich zuerst suchen. Ich wandte mich also in Richtung Schwarzwald, fuhr durch das Dorf Ortenberg, das ich gut kannte, weil ich manchmal dorthin kam zu den Eltern von Mme Wiedemer. Weiter ging es nach Ohlsbach, Reichenbach, Gengenbach. Jetzt war ich schon zehn Kilometer von Offenburg weg.

Als ich meine Flucht vorbereitete, hatte ich gedacht in einer kleinen Hütte zu schlafen. Sie lag auf einem großen Feld, das dem Gärtner Wiedemer gehörte. Dort pflanzte er Gemüse an und zog Schnittblumen (das Gewann heißt ‚Tagmess‘ – d. Ü.). Aus einem alten Schlüssel hatte ich einen Dietrich gefeilt, mit dem ich nun die Gerätehütte aufschloss. Das Fahrrad nahm ich

mit hinein, um keinen Verdacht zu erregen. Dann schlief ich neben den Spaten und Hacken ein, wachte aber schon um drei Uhr wieder auf und beschloss, um vier Uhr loszufahren, diesmal Richtung Kehl. Ich brauchte etwa zwei Stunden für die gut 20 Kilometer. In einem Dorf hielt ein Soldat ein Ross am Zügel, ich hätte ihm wohl die „Parole“ sagen müssen. Nach kurzem Besinnen sagte ich aber gar nichts, aus Angst, er könnte nicht alleine sein.

Auf der Straße gingen jetzt, um sechs Uhr, nach und nach Leute, die Rheinbrücke konnte nicht mehr weit sein. Endlich kam es, das famose Hindernis. Die Straße führte nach Strasbourg, eine andere kam von Kehl, und dazwischen ein Gehweg, nicht sehr breit, aber mir kam er riesig vor. Ich hielt etwa 20 Meter vor der Brücke an, es war noch Nacht. Von meinem Standort konnte ich das Hin und Her beobachten, ohne gesehen zu werden. Es gab einen Pfad, der zur Wache am Eingang der Brücke hinaufführte. Ich wartete einige Minuten und versuchte zu erraten, was der Wachmann wohl die Personen fragen konnte, die die Brücke passieren wollten. Wiederholt knipste er seine elektrische Taschenlampe an und verhandelte mit den Passanten. Er musste sicher ihre Papiere verifizieren. Ich war unglaublich nervös und zögerte, auf dem Weg weiterzugehen, um diese verflixte Brücke zu überqueren. Vielleicht wäre es leichter, mit einer Gruppe hinüberzukommen als alleine. Ich musste nicht lange warten, da kamen drei Radfahrer in meiner Richtung, und sofort schloss ich mich ihnen an. Meine offene Briefftasche in der Hand, den linken Fuß auf dem Gehweg, den rechten auf dem Pedal, so ging ich ganz sachte vorwärts und versuchte nicht aufzufallen. Noch einige Meter – und ich hätte es geschafft ... da überfiel mich eine Riesenangst und ich fürchtete jeden Augenblick, dass mich der Posten zurückruft – aber zum Glück – nichts geschah – ouf! Mir fiel mir ein Stein vom Herzen, ich musste nur meinen Weg fortsetzen.

Ein Ziel: das unbesetzte Frankreich

Es war noch Nacht, als ich in Strasbourg ankam. Ich kannte die Stadt nicht, hatte keinen Plan, wusste nicht, welche Richtung ich einschlagen musste. Unmöglich, einen Passanten nach dem Weg zu fragen, das war zu riskant. Jedenfalls schien die Stadt verlassen. Nur ein paar Militärlastwagen fuhren vorbei. Als der junge Tag heller wurde, war ich am Stadtrand angekommen. Meine Idee war, über den Col-du-Donon zu fahren und dann nach Lunéville, um die Familie Roussel aufzusuchen, die

meine Kompanie im Winter 1939/40 beherbergt hatte. Nach einigem Hin und Her fand ich endlich ein Schild, das in Richtung Schirmeck und Col-du-Donon wies. Auf der Straße nach Schirmeck traf ich ein paar Zivilpersonen, aber niemand wollte mir sagen, wie es mit den Straßen stand oder auch mit der Umgebung der Städte. Vielleicht hielten sie mich für einen ‚agent provocateur‘. Ich hatte Angst, weil ich nicht wusste, wo sich die Deutschen aufhielten. Nur ein junger Bursche mit einem Ochsen gespannt sprach mit mir und sagte, dass die Deutschen auf der Straße von Schirmeck zum Donon einen Wachtposten vor einem Gefängnis aufgestellt hätten, und dass sie überhaupt sehr zahlreich wären.

Nach 45 oder 50 Kilometern komme ich am frühen Nachmittag in Schirmeck an, die Pass-Straße finde ich ohne große Probleme, endlich bin ich auf gutem Weg. Nach ungefähr 100 Metern erreiche ich das berühmte Lager, wo großer Betrieb herrscht. Ich verlangsame mein Tempo nur wenig, und am Beginn der Steigung trete ich in die Pedale, im Kopf die Frage: ‚Was werde ich da oben antreffen?‘ Ich war sehr unsicher. Das Einzige, was mich tröstete, war die Gewissheit, dass es bergab jedenfalls schneller ginge als bergauf. Ich hatte kaum fünf Kilometer zurückgelegt, da hörte ich Autolärm. Sofort versteckte ich mich mit dem Fahrrad im Graben, so dass mich niemand sehen konnte. Etwas ruhiger setzte ich meinen Weg fort, da kommt mir ein Gedanke: Und wenn die Soldaten in dem Auto jetzt die Wachablösung für die da oben sind? – Klar, dann kämen die Kameraden ja bald zurück! Ich krieche also wieder in den Straßengraben hinter einen Strauch und warte geduldig. Eh voilà, ein paar Minuten später fährt der Wagen wieder nach Schirmeck hinunter.

Ein feiner Regen beginnt, und bald wird es Nacht. Auf der Passhöhe mache ich mich fertig zur Abfahrt, als plötzlich ein deutscher Soldat mit einem Gewehr auf der Schulter vor mir hergeht. Ich verliere keine Sekunde und verstecke mich im nahen Wald. Dort erwartet mich eine neue Überraschung. Ich stoße auf drei Holzfäller, die nach getaner Arbeit auf dem Heimweg sind. Ich versuche mit ihnen zu sprechen, aber sie sind misstrauisch und wollen mir auf meine Fragen nicht antworten. Erst als ich ihnen meine Soldatenhose und mein Koppel zeige, entschließt sich einer von ihnen zu reden. Er sagt, es wäre sehr unvorsichtig, auf die Straße zurückzukehren. Ich müsste unbedingt die Patrouillen vermeiden und im Wald weitergehen. Doch das Fahrrad durch den Wald zerren, das war eine zeitraubende Schinderei. Dreimal versuche ich auf die Straße zurückzukommen und jedes Mal sehe ich von Wei-

tem einen Wachtposten. Ich denke: ‚Das ist doch unmöglich, ich will doch hier nicht meine Flucht beenden!‘ Ich wusste nicht weiter. Nach einer Pause machte ich noch einen Versuch, auf die Straße zu kommen. Ich ging ganz leise und – hörte plötzlich Kettengerassel. Im Dunst konnte ich nichts erkennen, aber ich bekam eine Unterhaltung mit, die ein schwacher Luftzug zu mir hertrug. Ich lasse mein Velo liegen und gehe ganz vorsichtig auf die Stimmen zu, krieche sogar und erblicke zwei deutsche Soldaten. Einer lehnt sich an einen Baum, der andere hält einen Hund an der Leine. Es läuft mir eiskalt den Rücken hinunter. Ich krieche zurück, nehme leise mein Fahrrad wieder auf und suche das Tal zu erreichen, egal wie. Ich überquere Rinnsale, rutsche Abhänge hinunter ... Ich weiß nicht, wie viele zusätzliche Kilometer ich gemacht habe. Hinterher erfuhr ich, dass ich mindestens zwei größere Dörfer weiträumig umgangen war. Aber welche Erleichterung und welches Glück, wieder auf der richtigen Straße zu sein und ein Kilometer-Schild zu finden, auf dem ich lesen konnte: Allarmont, sieben Kilometer.

Der Regen hatte aufgehört, aber ich war nass bis auf die Knochen. Zu wissen, dass ich einen Unterschlupf finden könnte, um sicher zu sein und schlafen zu können, erfüllte mich mit riesiger Freude und ließ mir Flügel wachsen. Ein Pferdewagen fährt an mir vorbei. Ich ziehe es vor, den Lenker nicht anzusprechen, denn ich muss jetzt in diese Gegend hineinfahren und die Umgebung erkunden.

Das Dorf Allarmont schien verlassen, es war niemand auf der Straße, doch ich fand ein Café. Tatsächlich war es das ‚Hotel de la Poste‘ und es gehörte Mr. Mathieu. Ich erzählte ihm meine Flucht, doch mit Bedauern sagte er mir, dass ich nicht bei ihm bleiben könne, zu oft hätte er Besuch von deutschen Patrouillen. ‚Nimm dein Rad und fahre schnell nach Badonviller. Am Eingang des Städtchens findest du die ‚Brasserie des Champigneules‘. Du kannst durch das große Tor hineingehen und dort werden dich die Adlofs für die Nacht aufnehmen.‘

Ich war kaum am Rand von Badonviller angekommen, da erschien ein junger Bursche, nahm mir das Fahrrad ab und hieß mich, ihm zu folgen. Offenbar hatte das Telefon gut funktioniert. Im Haus ließ er mich in den ersten Stock hinaufgehen, und kurz darauf trat Mr. Adlof ins Zimmer. Auf einem Tablett stand ein Teller mit dampfender Suppe, mit einem Püree aus Steckrüben und einem Apfel. Ich verschlang das frugale Mahl in Rekord-Tempo. Ich fühlte mich wie im ‚Spukschloss zum Schönen Stern‘. Seit Offenburg, das ich vor Tag verlassen hatte,

wusste ich nicht, wo ich wohl die Nacht verbringen würde. Den ganzen Tag im Regen, mit Momenten der Angst, der Anspannung und der Furcht, jeden Moment verhaftet zu werden, ... war ich jetzt überglücklich, in dieser warmen Stube zu sitzen. Ein bisschen später kam auch Mme Adlof und fragte mich, woher ich komme und wohin ich gehen wolle. Als ich ihr meinen Wunsch sagte, die Roussels in Lunéville wiederzusehen, sagte sie, das sei unmöglich, aber stattdessen solle ich bei ihnen bleiben. Die Züge in diese Richtung gingen nur alle drei Tage, und es sei klüger, hier zu bleiben. Der Herr Pfarrer würde mir ein bisschen Geld geben und eine Baskenmütze, denn mit meiner Schildmütze sähe ich nicht aus wie ein Hiesiger.

Danach, nach meinem Aufenthalt in Lunéville, so riet sie mir, sollte ich mich nach Belfort wenden. Dort würde mir eine Gastwirtin, deren Name mir entfallen ist, die beste Art zeigen, wie man die Demarkationslinie überschreiten könne. In diesem Moment wurde mir bewusst, wie bestimmte Leute mit ihrer Güte und Zuneigung sehr große Risiken für uns auf sich nehmen.

In Sicherheit

Am 22. Dezember kam ich nach Lunéville. Was war das für eine Überraschung für die Roussels, als ich in ihr Haus stürmte. Sie waren glücklich mich wiederzusehen, besonders, nachdem ich ihnen meine Abenteuer erzählt hatte.

Mr. Roussel verlor keine Zeit. Er versuchte bei der Stadtverwaltung, für mich Entlass-Papiere zu beschaffen und Lebensmittelkarten aufzutreiben, leider ohne Erfolg. Mme Roussel ihrerseits erneuerte komplett meine Garderobe: Hemd, Hose, Jacke – und vom Markt unten eine Lederjacke in sehr gutem Zustand. Am übernächsten Tag (24.12.) verließ ich die Roussels und versprach ihnen, bald wiederzukommen und ihnen ihr Geld wiederzugeben.

Kurz vor Mittag kam ich ohne große Schwierigkeiten in Belfort an und fand das Hotel, das mir Mme Adlof empfohlen hatte. Die Chefin hatte einen starken italienischen Akzent, und da sie nicht gut Französisch sprach, übersetzte ihre Tochter. Auch hier fand ich bei den Damen viel Edelmut und Zuneigung. Ich erfahre, dass in zwei Tagen ein Zug mit französischen Zivilpersonen aus Deutschland ankommt, um hier die Weihnachtstage zu verbringen. Es wäre möglich, diesen Zug zu nehmen, – allerdings müsste ich sehr auf der Hut sein, denn die Arbeiter würden von deutschen Soldaten begleitet. – Für meine ‚Engel‘ schien alles einfach: Ich müsste zuerst nach Besançon

fahren, von dort würde mich ein Bus nach Mouchard bringen. Dann müsste ich meinen Weg zu Fuß fortsetzen, aber nur vier Kilometer bis Cramans, wo mich ein ‚Schleuser‘ über die Demarkationslinie brächte.

Alles lief wie vorgesehen. Im Cramans sagte mir ein junger Mann von ungefähr 20 Jahren, ich solle bis zur Nacht bei einem Müller warten, am anderen Ende des Dorfes. Ein alter Herr, ein wenig bucklig, öffnete mir die Tür seiner Mühle. Als ich ihm den Zweck meines Besuchs mitteilte, brachte er mich zu seiner Frau, die nicht ganz so liebenswürdig war wie er. Offenbar hätte sie mich am liebsten weit weg gewünscht. Zu viele Leute gingen durch ihr Haus, und sie wurden mehr und mehr von deutschen Patrouillen kontrolliert ... ‚Wissen Sie, wir wollen schon helfen, aber wir riskieren sehr viel ...‘ Nach einigen Bedenken sagte Madame zu, mich bis zur Rückkehr des Schleusers zu verstecken. Sie führte mich in einen Verschlag hinter der Küche. ‚Vor allem – machen Sie kein Geräusch und rühren sich nicht!‘ – Die Stunden verrannen, und immer noch kein Zeichen von dem Grenz-Schleicher. Als ich schon an seinem Versprechen zweifelte, stand er plötzlich da, ganz entspannt. Mit großer Vorsicht machten wir uns auf den Weg. ‚Der Weg, den wir gehen, wird von den Deutschen nicht patrouilliert, denn sie mögen keine nassen Füße‘, sagte er. ‚Aber ich muss sehr aufpassen, denn morgen muss ich in Poligny vor Gericht erscheinen, um mich für einen Hasendiebstahl zu verantworten.‘ Nach meinem Eindruck war der Junge ziemlich entschlossen und wagemutig. – So sind wir etwa zehn Kilometer am Ufer eines Flüsschens entlanggelaufen, und in Chamblay sagte er zu mir: ‚Voilà, jetzt sind wir in der freien Zone!‘

Ich jubelte innerlich, jetzt konnten sie mich nicht mehr schnappen.

Der Schleuser nimmt Kontakt auf mit einem Kumpel, der uns im Auto zum Dorf Vaudrey bringt. Er hat seinem Freund anscheinend kein Geld gegeben, weder für den Transport, noch für die casse-croûte, die wir zusammen gegessen haben. Wir haben einen Teil der Nacht bei diesem Freund verbracht. In der Morgenfrühe haben wir den Zug genommen: er nach Poligny, ich nach Lons-le-Saunier.“

In Lons-le-Saunier bekommt André Thomas auf der Gendarmerie Kleider, Schuhe und einen Reise-Gutschein nach Bourg-en-Bresse, wo er am 28.12.1941 demobilisiert wird und seine Entlass-Papiere erhält. Im Zug nach Châteauroux (am 29.12.) wird er von französischen Gendarmen kontrolliert, die nicht fassen können, dass ihm in zehn Tagen die Flucht von Offenburg zu seinen Eltern gelungen sein

soll. Am 30.12. nimmt er von Châteauroux den Bus nach Liniez, wo seine Eltern wohnen. Doch ein überfüllter Bus droht das Wiedersehen im letzten Moment zu verhindern.

„Ich hätte nicht gedacht, dass ich so kurz vor dem Ziel noch einmal verhandeln müsste. Da der Bus rammelvoll war, wollte mich der Chauffeur nicht einsteigen lassen. Seine Begründung: Da ich den Morgen-Bus nicht genommen hätte, könnte ich auch nicht am Abend fahren ... Das war doch der Gipfel! Ich meinte: ‚Nun stell dich nicht so an, wir kennen uns doch schon seit der Schule.‘ Darauf er: ‚Also gut, steig ein und drücke ein bisschen, damit ich die Tür zu kriege!‘

Meine Eltern trauten ihren Augen nicht und fragten, während sie mich umarmten, immer wieder, warum ich ihnen meine Ankunft nicht mitgeteilt hätte. Ich hatte von Lunéville nur an meine Frau geschrieben, die noch in Clermont-Ferrand wohnte. Aber das war von den Deutschen besetzt und ich konnte es nicht riskieren, dort wieder meine Arbeit aufzunehmen. Deshalb reiste ich zu meinen Eltern aufs Land und überlegte, wo meine Frau und ich uns eine Bleibe suchen sollten, am besten, ganz weit weg vom Kriegsgebiet. Unsere Wahl fiel auf Avranches in der Normandie, nicht weit vom Mont St. Michel. Konnte ich ahnen, dass dort 1944 die blutigsten Schlachten bei der Invasion der Amerikaner geschlagen würden ...?“

Nachtrag

1954 kehrte André Thomas mit Ehefrau Elisabeth und den Kindern Gérard und Nicole nach Offenburg zurück. Sein schwarzer Citroën stand in der Zellerstraße und André ging unschlüssig vor Wiedemers Blumenladen auf und ab. Da erblickte ihn unsere Perle Otilie, rannte auf ihn zu, umarmte ihn und rief: „André! Warum kommst du nicht herein?“ Er: „Isch hab ein mal cœur (= schlechtes Gewissen) wegen Fahrrad ...“ Große Wiedersehensfreude auf beiden Seiten, Vorstellung der Kinder Gottfried (13), Elisabeth (11), Gérard (12) und Nicole (10) – und eine gemütliche Kaffeerunde. André lud mich für die Sommerferien 1955 für fünf Wochen nach Avranches ein. Ich hatte nach Latein eben mit Französisch begonnen. Aber die



Abb. 5: li. Gérard Thomas, Sohn von André, re. Eric, Enkel (2018)

fünf Wochen in der Familie Thomas brachten mich unglaublich voran. Wenn uns der Französischlehrer korrekte Sätze beibringen wollte, sagte ich frech: „So redet in Frankreich kein Mensch“. Als 1957 der Schüleraustausch mit Lons-le-Saunier begann, haben viele junge Offenburger in der Praxis Französisch gelernt. Und noch viel mehr: dass man die schreckliche Geschichte der Nachbarvölker friedlich verändern konnte.